



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Overbeck und Treitschke

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

heitere Lebensauffassung beruhen, die dem Japaner in hohem Maße eigen sind. Sie gehören noch zu den glücklichen Völkern, denen die Einspannung in den maschinenartigen Ablauf der europäischen und noch mehr der amerikanischen Arbeitsweise unbekannt ist.

Ein Zug des Charakters wird sich nicht leugnen lassen: Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit sind wenig ausgebildet. Hier hat Rein das überraschende Urteil gefällt, daß der Japaner „zutraulich“ sei. Im ganzen sind alle Orientalen dem Fremden gegenüber verschlossen. Munzinger nennt die Japaner „Meister in der Verstellungskunst“. Er geht nie gerade auf ein Ziel, lügt zwar nicht offenkundig, sagt aber auch nie geradeaus die Wahrheit. Unzuverlässigkeit ist ein Hauptzug im Wesen des Japaners, der es freilich sehr liebenswürdig durch eine Höflichkeit verdeckt, die ihm Gewohnheit ist. Weit weniger als der Europäer äußert er auch seine Affekte.

In seinem innersten Wesen ist der Japaner von der übernommenen europäischen Kultur völlig unberührt geblieben. Sie ist ihm wesentlich ein technisches Hilfsmittel zur Durchführung seiner Machtansprüche, kein Wert seines innern Daseins. „Japan hat die fremde, überlegene Kultur des Westens nicht erlebt, wohl aber erlernt“, urteilt Wachs. (Schlaglichter auf Ostasien und den Pacific, 1901.) Die Masse des Volkes ist von der europäischen Kultur kaum beeinflusst worden. Die leitenden Kreise haben sie übernommen und nachgeahmt, nicht aus Verständnis für ihren Wert, auch ohne Sympathie für sie, aber aus Zwang im Interesse ihrer praktischen Bestrebungen. Am tiefsten hat wiederum Lescadio Hearn diese Hergänge durchschaut, wenn er die Aufnahme der westlichen Kultur auffaßt als ein freiwilliges und wohlüberlegtes Nachgeben, wie es der Berufsathlet etwa zu üben weiß, in einem großen politischen, mit den geistigen Mitteln der Zivilisation geführten Ringkampf.



Overbeck und Treitschke



enn Nießsche, den der ungestillte Durst nach Anerkennung krank und toll gemacht hat, das bei gesunden Sinnen erlebt hätte! Natürlich konnte er es so nicht erleben, da es ja eben sein tragisches Ende ist, was ihm den großen Erfolg verschafft: seinen Namen in aller Mund, seine Bücher in alle Hände gebracht, ein paar Millionen jungen Leuten den Kopf verdreht, die Journalistik mit seinen Schlagwörtern bereichert, eine ganze Literatur hervorgerufen, ein Nießschemarchiv begründet und seine schwärmerischen Jünger dermaßen erhitzt hat, daß sie einander gegenseitig in die Haare geraten. So prozeßiert jetzt

Peter Gast (diesen Namen hat Niezsch dem Musiker Heinrich Köselitz gegeben) gegen Carl Albrecht Bernoulli und gegen Eugen Diederichs in Jena, bei dem jener soeben den ersten Band seines Werkes: Franz Overbeck und Friedrich Niezsch, eine Freundschaft, herausgegeben hat. Gast hat eine gerichtliche Verfügung erstritten, nach der die Veröffentlichung seiner Briefe im zweiten Bande des genannten Werkes bei zweitausend Mark Strafe untersagt wird, und die Berufung von Bernoulli und Diederichs ist verworfen worden. Der erste Band muß ein gutes Buch genannt werden. Er enthält wichtige Beiträge zur Kenntnis der problemreichen Persönlichkeit des Dichters-philosophen, verständige Urteile über seine Werke und führt uns in den Kreis bedeutender Menschen ein, die sich um ihn gesammelt haben. Einem von ihnen, dem Titelhelden des Buches, hat in der Jugend ein Mann nahe gestanden, der manchem alten Grenzbotenleser mehr wert sein mag als der ganze Niezscher Kreis; darum wollen wir dessen Verhältnis zu Overbeck vornehmen, ehe wir diesen als den treuesten Freund Niezsches betrachten.

Franz Overbeck schien durch seine Abstammung zum Kosmopoliten bestimmt. Sein Großvater war ein nach England ausgewandelter Frankfurter. Sein Vater, ein Kaufmann, der eine heimliche Liebe zu den Wissenschaften hegte, siedelte, ohne seine britische Staatsbürgerschaft aufzugeben, nach Rußland über und heiratete eine Französin, die Franz in einem Pariser Internat erziehen ließ. Als seine Mutter dann ihren Wohnsitz nach Dresden verlegte — der Vater betrieb noch einige Jahre in Petersburg sein Geschäft —, fing Franz, der fertig englisch, französisch und russisch sprach, erst an, auch deutsch zu lernen. Er besuchte die Dresdner Kreuzschule und hörte 1851 als Siebzehnjähriger den drei Jahre ältern Heinrich von Treitschke als Primus omnium beim Schlußakt ein selbstverfaßtes deutsches Gedicht vortragen. Doch kam es damals noch zu keinem persönlichen Verkehr, sondern erst ein paar Jahre später in Leipzig, wo Overbeck Theologie studierte und Treitschke Geschichte dozierte; sie wurden vertraute Freunde und gingen viel miteinander spazieren. „Wie lebhaft wir uns damals unterhielten, erzählt Overbeck, kamen wir doch nicht recht vorwärts infolge der gerade damals so jammervoll zunehmenden Taubheit Treitschkens, die zu beständigem Stehenbleiben nötigte, anfangs um noch in seine Ohrmuschel, dann in immer bedenklicher in ihrer Schallkraft sich steigende Metallrohre den schon sehr bald mehr oder weniger staatsgefährlich werdenden Inhalt unsrer Gespräche hineinzurufen.“ Dazu, schreibt Bernoulli, „gesellschaften sich fröhliche Wandrungen in den deutschen Mittelgebirgen und von 1861 bis 1863 die gemeinsamen Mittagsmahlzeiten samt darauffolgendem schwarzen Kaffee, wo die beiden mehr Lauscher hatten, als einem sächsischen Generalssohne und einem angehenden Gottesmanne in Sachsen bequem war“. Der „Gottesmann“ war eine kühle, ruhige, von Seelenkämpfen freie Natur. Er würde vielleicht, meint der Verfasser, als Nachzügler des Rationalismus ein wackerer Landpfarrer geworden sein und seine Bauern gelehrt haben, ihren

Kohl rationell zu bauen. Aber Treitschke flößte ihm „das Gift der Kritik“ ein. Dieser gestand ihm einmal, daß er einen ganzen Karfreitag zur Lektüre eines Buches von David Friedrich Strauß verwandt und sich gefreut habe, daß es noch einen deutschen Mann gebe, der den Mut seiner Meinung habe. Im Jahre 1863 trennten sie sich; Treitschke ging nach Freiburg, Overbeck habilitierte sich in Jena. Aber sie blieben in lebhaftem schriftlichem Verkehr. Treitschkens Briefe werden nicht abgedruckt, nur einige von Overbeck. Dieser verkehrte in Jena mit Ernst Abbe, Georg Ebers, Karl Hase und dem Zoologen Alfred Dohrn und las über das Neue Testament und über ältere Kirchengeschichte. In seinem Bekanntenkreise wie in seiner Tätigkeit fühlte er sich so wohl, daß er gern immer als Privatdozent in Jena geblieben wäre, wenn das die äußern Umstände erlaubt hätten. Die Korrespondenz mit Treitschke, der den Kosmopoliten zu einem guten deutschen Patrioten gemacht hat, wird natürlich schon gleich im nächsten Jahre hochpolitisch. Was gäbe es auch, schreibt Overbeck im Januar 1864, „auf der ganzen Welt für ein trostloseres Geschäft, als ein Gothaer sein! Du sprachst manchmal von einem Unstern, der über dem preußischen Staate walte. Daran hat man wohl noch nie so denken können wie bei der gegenwärtigen wahnsinnigen Verbindung mit Österreich. Dieser Selbstmord hätte einen weit leidenschaftlicheren Sturm in der Kammer erregen müssen. Nun scheint nach den neuesten Nachrichten die preußische Armee in Holstein eine solche Last von Unpopularität auf Preußen zu häufen, daß es die Frage ist, ob sie wird jemals wieder weggewälzt werden können. Du sahst schon in deinem Briefe das Schlimmste voraus und gabst für jetzt die Hoffnung für uns auf. Seitdem ist, wenigstens ausgenommen, alles, selbst das Unerwartetste, zur Bestärkung dieser schwarzen Voraussicht geschehen. Es ist schwer, bei solchen Zeitläufen stillen Studien treu zu bleiben.“ Im November meldet er, die theologische Fakultät habe sich vom Kurator breitschlagen lassen und in eine vakante Stelle einen Erlanger Orthodoxen berufen. Dieser erwies sich bei seinem Erscheinen auch noch als ein persönlich unangenehmes Individuum und wurde bald nach Bonn weiterbefördert. Am 9. Dezember dankt er für den ersten Band der Historischen und Politischen Aufsätze, den ihm Treitschke übersandt hatte. Er stimmt diesem in allem bei, meint aber, es werde ein schweres Stück Arbeit sein, das Volk von der Notwendigkeit der preußischen Spitze zu überzeugen. „Daß diese und die Einheit von Deutschland im Verhältnis von Mittel und Zweck stehn, das wollen so viele leider nicht einsehen. Hier will zuletzt immer noch der Partikularismus sich behaupten, wäre es auch nur in der Gestalt eines unklaren Dufels. Wer aber nur irgend für Gründe offen ist und ernststen Patriotismus hat, der muß durch deine Arbeit von der traurigen Verirrung für Österreich oder ein annoch unbekanntes Geburtsland des deutschen Kaiserreichs bekehrt und für Preußen gewonnen werden, und zwar, für Preußen zu stimmen gerade so wie du, das heißt unbedingt. Denn das freilich hört

man oft genug, man wolle sich Preußen gefallen lassen, wenn es nur liberal regiert würde, womit aber so gut wie alles, was man zugegeben hat, wieder zurückgenommen ist.“ Als Beweis für die Bosheit des Partikularismus führt er an, daß die sächsischen Truppen gegen Preußen verhetzt würden. Man schaffe sie, jede Berührung mit preußischem Gebiet meidend, auf lächerlichen Umwegen heim, wahrscheinlich Besorgnis heuchelnd, sie möchten auf preußischen Stationen insultiert werden. Bismarcks Politik, findet er im Februar 1865, sei bisher energisch und geschickt gewesen, fange aber an, die Gefahr eines europäischen Krieges heraufzubeschwören, und die Art, wie er den Kampf gegen den Landtag wieder aufnehme, sei geradezu frevelhaft. Nun stehe das Schwerste, die Auseinandersetzung mit Österreich, bevor. Aus den Herzogtümern dürfe Preußen natürlich nicht mehr hinaus. Treitschke hatte zum Besten von Schleswig-Holstein einen Zyklus von Vorträgen über Washington gehalten. Aus der Zeitung erfährt Overbeck, daß sein Freund damit auch in Paris aufgetreten sei. Dadurch habe er es wahrscheinlich mit dem Kaiserreich verdorben. Er, Overbeck, habe ein Exemplar des Buches von Treitschke an seinen Bruder nach Havre geschickt, das sei beim französischen Zollamt als gefährlich avisiert worden, und es habe den Bruder viel Mühe gekostet, in seinen Besitz zu gelangen. Am 23. Oktober schreibt er, die Art, wie manche Liberale vom Augustenburger und seinem Rechte redeten, sei geradezu schimpflich. Schlimm sei es, daß alle Hoffnung allein auf Bismarck beruhe, denn auch dieser scheine ihm nur eine hornierte und dabei gefährlich abenteuerliche Parteipolitik zu treiben. Wenigstens sollte man ihr die Schärfe nehmen, sich kleinlicher veratorischer Maßregeln enthalten. Das Gegenteil geschehe; man mache viel böses Blut, rege irreführende Leidenschaft aufs neue auf. Solange die Herzogtümerfrage noch schwebte, sei Bismarck freilich unentbehrlich; doch sobald diese, sei es auch glücklich, d. h. durch die Annexion gelöst sei, müsse die liberale Partei zur schärfsten Opposition übergehn. Bismarck spiele *va banque*, schreibt er am 18. Juni 1866; Preußens Geschick liege in der Hand eines Abenteurers, der nur ein unzweideutiges Talent besitze, „geistreich impertinente Depeschen zu schreiben“. (So ist ja wohl Bismarck damals auch von so manchem beurteilt worden, der seinem Beruf nach ein kompetenterer Richter war als dieser Theologieprofessor.) Doch — sie möchten sehen, wie sie es treiben — jetzt, wo die Entscheidung gefallen, sei sein ganzes Herz mit den Waffen Preußens. An die Rolle Sachsens bei diesem Kampfe dürfe er gar nicht denken. „Und dieses kindische Vertrauen in eine Politik, deren Zweideutigkeit handgreiflich und klassisch bezeugt war am Vorabend der Entscheidung! Könnte ich uns doch schon zur Annexion gratulieren!“ Er ist natürlich zunächst um seine Familie in Dresden besorgt.

In der Nationalzeitung hat er am 30. Juni gelesen, daß seinem Freunde Treitschke und Roggenbach in Baden Gefahr drohe. Er schwebt in Sorge um jenen und bittet um kurze Nachricht. Schon am 17. Juli kann er zur

Verlobung Treitschkes und zu seiner Berufung nach Preußen gratulieren. Was die Annexion der okkupierten Staaten betreffe, so möge er an den entsetzlichen Unverstand, den ihre Wiederherstellung bedeuten würde, gar nicht denken. „Schon durch Langensalza und die Preisgebung der sächsischen Armee an Österreich haben diese Krautfürsten ihr Recht verwirkt.“ Am meisten setzt ihn die Haltung des Volkes in Kurhessen in Erstaunen, wo bestimmt eine andre zu erwarten gewesen sei. Das Urteil des Volkes sei eben überall verwirrt worden durch seine liberalen Wortführer und durch „den schillernden Charakter der preussischen Politik, die aus einem vor noch nicht langer Zeit verkündeten Kampfe des mit Österreich verbündeten Preußens gegen die Revolution urplötzlich zu einem Kampfe gegen Österreich im Bunde mit der Revolution geworden“ sei. Die Besorgnisse für den Liberalismus seien töricht. Unmittelbare Früchte allerdings dürfe sich dieser nicht versprechen vom Kriege, dazu sei er viel zu unschuldig an ihm, aber die Reaktion, die zurzeit viel zu tief in ihr Gegenteil verstrickt sei, könne er nicht zugute kommen. Treitschke hat ihn zur Mitarbeit an den von ihm begründeten Preussischen Jahrbüchern eingeladen; Overbeck würde dem Freunde gern behilflich sein, es fehle ihm jedoch augenblicklich an Zeit und an einem passenden Thema. Am 8. September kommt er auf die Annexion Sachsens zurück; keines der kleinen deutschen Territorien habe es dringender nötig, „von sich selbst erlöst zu werden“. Er bedauert, daß es den Liberalen in der Kammer so schwer werde, den rechten Ton zu finden. Über manches Unerquickliche seiner Lage müsse dem Liberalismus die Freude an dem Siege der guten Sache hinweghelfen und die Einsicht, daß sich ihm die Gelegenheit darbiete, sich eine politische Bedeutung zu erringen, wie er sie noch nie besessen habe. „Wie konnte der Gedanke, die Indemnität zu verweigern, noch so ernstliche Vertretung finden? Namentlich Gneists Rede macht einen vertrockneten Eindruck.“ Im Dezember beteuert er, wie sehr er sich danach sehnt, an einem und demselben Orte mit dem Freunde wirken zu können. Aber solange dieser in Preußen lebe, sei darauf keine Aussicht, ein kritischer Theolog komme dort nicht an; die letzten Berufungen, darunter die des oben erwähnten Erlangers, seien geradezu haarsträubend. Im Juni 1867 meldet er, daß ein Ruf nach Gießen an ihn ergangen sei als außerordentlicher Professor und Universitätsprediger. Er hat ihn schon darum abgelehnt, weil sich das Predigtamt mit der Arbeitslast, die dem Dozenten obliege, nicht vertrage. Er habe zwei ihm noch neue Vorlesungen übernommen. Zu dem Privatum über den Römerbrief habe sich freilich nur ein Zuhörer gemeldet, den er in seine Wohnung kommen lasse, es sei ein biederer Schweizer. Mit Treitschke ist er nach einem Briefe vom 15. Juni 1869 in der Beurteilung der Heidelberger liberalen Theologen einverstanden, an denen beide manches auszusagen finden. „Welchen vernünftigen Zweck sie mit dem neulich in Worms in Szene gesetzten Protest verfolgt haben, ist mir gänzlich verborgen. Die römische Einladung [Pius der Neunte

war so naiv gewesen, die Protestanten zu seinem Konzil und zur Rückkehr in die katholische Kirche einzuladen] versteht sich doch vom katholischen Standpunkt ebensosehr von selbst wie von unserm der Papierkorb dafür.“

Gegen Ende des Jahres wird er nach Basel berufen und entschließt sich hauptsächlich mit Rücksicht auf seine Eltern, dem Rufe zu folgen. Treitschke gratuliert und schreibt: „Natürlich mußt du gehen, lieber Junge.“ In der akademischen Laufbahn komme alles darauf an, daß die Kugel ins Rollen gerate; seiner lebenswürdigen Persönlichkeit werde es vielleicht gelingen, trotz seinem Radikalismus sogar mit den Baseler Pfaffen auszukommen. Ein Stier von Uri brauche er nicht zu werden; er kriege ja nicht einmal das schäbige republikanische Bürgerrecht. Er müsse die Sache ansehen wie eine mehrjährige Reise; am Ende lasse sich auch von der schweizer Art, die bei aller Engherzigkeit grundtüchtig sei, manches lernen; Basels Umgebung sei herrlich, und Jakob Burckhardt ein trefflicher Kollege. Am 8. März 1870 dankt Overbeck für den zweiten Band der Historischen und politischen Aufsätze; „ob auch ein kühler Monarchist und unüberwindlich antipathisch gegen den Krieg gestimmt, habe ich doch namentlich, auch was du über diese Dinge sagst, mit herzlicher Zustimmung gelesen“. Nach Ostern vollzieht er seinen Umzug; an Pfingsten treffen sich die Freunde und erlaben sich an einer Fußwandrung durch das Elsaß. Aber das Freundschaftsband wird von da an gelockert. Das Verhältnis war ein sehr inniges gewesen. „Treitschke, der schon weiter war, und zwar mehr als nur um die drei Jahre, die er älter war, machte damals in allen Stücken Overbeck zum Vertrauten seines Herzens. Seine Aussprache in den Briefen ist menschlich vor vollkommener Abrundung. [?] Weit entfernt davon, etwa nur vor einem aufmerksamen Zuhörer die Fülle seiner politischen Ansichten abzuwandeln, eröffnet er ihm sein gesamtes persönliches Innenleben. Erst herrscht noch gänzlich die burschikose Derbheit studentischer Sitten vor. Dann aber klingt das große Leben hinein, gesteigert durch die nationale Ahnung. Was den germanischen Mann erfüllt, die Liebe zu seinem Lande, die Liebe zum Weibe, die getäuschte und die befriedigte, die Liebe zur eignen Volksart und die Lust zum Kampf um sie, das spricht Treitschke dem Freunde aus. In gutmütigem Übermut redet er ihn an: Lieber Kleiner! oder: Du frommer Pfaff. Er nennt ihn eine menschlich freiere Natur als Lipsius; an ihm hafte nichts von jenem theologischen Geschmäckchen, das jener nicht ganz verleugnen könne. Er bewundert Overbecks »unmenschliche Güte«, die auch das Unmögliche möglich mache; er ist gerührt von der Sorge des »lieben Kleinen« um ihn, von der ihm Moritz Busch berichtet. [Mit diesem waren beide befreundet.] In stolzer Erwartung spricht er von der Möglichkeit, das neu zusammentretende Parlament des Norddeutschen Bundes werde ihn sich in Berlin zu seiner Verfügung halten oder die Annexion des Rautenlandes seine Versetzung nach Leipzig herbeiführen. Der jungen Gattin führte er den »kleinen Senenferpfaffen« als das leuchtende

Vorbild des besten Menschen zu Gemüte und wünscht ihm, er möchte bald selbst erleben, was die Ehe sei: ein stilles, sicheres Glück und zugleich eine fortwährende Schule der Selbsterkenntnis; man müsse sehr klug mit seiner Zeit hauszuhalten wissen, wenn man zugleich tüchtig arbeiten und einer geliebten Frau etwas sein wolle.“ Indes, für Overbeck hatte diese Jugendfreundschaft ihren Zweck erfüllt. Am Ende seines Lebens urteilt er: „Treitschke hat mich, ich muß es wohl sagen, ins Leben eingeführt — das habe ich ihm nie vergessen; mein Führer im Leben ist er im gewissen Sinne nie gewesen, bleiben konnte er es auf keinen Fall.“ Zweierlei stellte sich seit 1870 zwischen sie. Schon 1866 wollte Overbeck weit gründlicher, als der Freund es tue, das Unglück gewürdigt wissen, daß ihre gemeinsamen beiden Ziele, Einheit und Freiheit, auseinanderfielen. Und nach 1870 wurde er sich bewußt, die Nationalität dürfe nicht zum unbedingten und alleinigen Wertmesser erhoben werden. Die Begeisterung für das Reich kühlte sich ihm in dem Maße ab, als die Aussicht auf baldige Verwirklichung des Kulturideals schwand. Dazu kam: Overbeck war durch Treitschke zum Freigeist geworden. Ende 1870 nun bekennt ihm dieser, an seinem jüngern Bruder Rainer, der im Kriege den Heldentod gestorben, habe ihn besonders dessen unerschütterliche anspruchslöse Frömmigkeit gerührt. Im Verlauf der letzten Jahre und nun gar im Kriege habe er erst die Bedeutung der Religion verstehn gelernt. Das hätte nun Overbeck noch nicht gestört. Aber daß Treitschke von seiner wiedergewonnenen Religiosität sein Denken beeinflussen ließ, konnte er nicht vertragen; der Gegensatz von Glauben und Wissen war ihm wissenschaftlicher Grundbegriff; öffentliche Aussöhnungs- und Überbrückungsversuche stießen ihn ab. „Mit dem Tage, da sich Treitschke, nunmehr der unbestritten erste akademische Rhetor Deutschlands, ex cathedra zum Christentum bekannte, war es um sein Einverständnis mit Overbeck geschehen.“ Wie wunderbar, daß ein Professor der christlichen Theologie das öffentliche Bekenntnis zum Christentum anstößig finden kann!

Überdies fand Overbeck Ersatz für den Jugendfreund in Nietzsche. Doch wurde der Verkehr nicht etwa abgebrochen. Treitschke hat Overbeck öfter besucht, obgleich er zürnte, daß, wie er meinte, Nietzsche ihr schönes Verhältnis getrübt habe. Overbeck unternahm es sogar, die beiden miteinander zusammenzubringen, ein Versuch, der nur einer solchen „Friedensseele“ einfallen konnte, wie denn auch nur eine solche, meint Bernoulli, es fertig bringen konnte, an der Freundschaft mit zwei so entgegengesetzten Geistern gleichzeitig festhalten zu wollen. In einem Briefe vom 23. Juni 1871 lobt er Nietzsche als den ersten Philologen, der ihm begegnet sei, mit dem man als Nichtphilologe über das Altertum reden könne. Er sei überhaupt ein ganz ungewöhnlich begabter Mensch und ebenso liebenswürdig wie geistvoll. Auf Overbecks Vorschlag wolle Nietzsche den Preussischen Jahrbüchern demnächst ein Manuskript „Musik und Tragödie“ einsenden. Treitschke scheint das Manuskript

nach genommener Einsicht abgelehnt zu haben. Am 21. Dezember 1871 schreibt Overbeck, er sei jetzt ordentlicher Professor und habe demnach erreicht, was er viele Jahre lang mit einer Gelassenheit, die ihn jetzt selbst wundre, für unerreichbar gehalten habe. Die Wogen des kirchlichen Kampfes gingen hoch in der Stadt. Er sei in der übeln und zugleich glücklichen Lage, zu keiner der drei einander befehdenden Parteien zu gehören. „Die pietistische und die vermittelnde erheben an mich keine Ansprüche; der Reformier habe ich mich dagegen bisweilen zu erwehren und bin nun wohl mit ihnen ziemlich auseinander. Wissenschaftlich bin ich viel radikaler als diese Leute, praktisch fassen sie die Dinge an fast ohne Ahnung von ihrem schweren Ernst und machen sich eine Religion von bequemen Phrasen zurecht.“ Eingelebt habe er sich und fühle sich dem Orte „unauslöschlich“ dankbar für den wissenschaftlichen Frieden, den er ihm gewähre. Das Liebste sei ihm sein Verkehr mit Niebische. „Gleich nach Neujahr erscheint der dir schon bekannte fragmentarische Aufsatz zur vollständigen Abhandlung ergänzt: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Er wird auch dir gleich zugehn. Ich kann nicht alles mitmachen, am wenigsten was darin über die Wagnersche Oper zu lesen steht, aber überzeugt bin ich, daß die Arbeit eine der gedankenreichsten und tiefinnigsten ist, die wir in Deutschland seit Jahrzehnten auf dem Gebiet der Ästhetik gelesen.“ Im Juli 1872 vernehmen wir: „Hier wirst du, wenn du im August kommst, leider niemand finden, da mit Ende der Woche alles ausfliegt. Höchstens Niebische wird hier sein. Es tut mir leid, daß ich ihm nichts besseres und überhaupt nichts von deinen Eindrücken melden konnte, wenn ich auch begreife, daß dir mancherlei in seiner Schrift nicht recht, wo nicht abstoßend gewesen ist. [Treitschkes Urteil scheint demnach so ausgefallen zu sein, daß es Overbeck Niebische gegenüber gar nicht zu erwähnen wagte.] Sie hat unleugbar etwas Exzessives.“ Wilamowitz-Möllendorf habe alles als reinen Wahnsinn behandelt, und das sei nun bis jetzt die einzige öffentliche Kundgebung über das Buch. Eine solche Behandlung könne Niebisches Neigung zum Extravaganten nur steigern, „solange das Gegenwicht ernster Beachtung, selbst ernstestem Widerspruch, der zum Teil meiner Ansicht nach nicht fehlen kann, vermisst wird“. Anfang März 1873 schreibt er: seine Osterfeier solle in zwei oder drei mit Treitschke zu verlebenden Tagen bestehn; dieser scheint ihn also alljährlich mindestens einmal, wo nicht öfter, besucht zu haben. Die übrige freie Zeit wolle er auf die Ausarbeitung eines theologischen Bekenntnisses verwenden, zu dem er sich gedrängt fühle — „nicht durch Strauß, dessen Werk [»Der alte und der neue Glaube« war ein paar Monate vorher erschienen] ich für wenig förderlich halte, abgesehen von seiner Ehrlichkeit — aber durch eine weit geistvollere Broschüre von Lagarde über Staat, Religion und Kirche.“ Am 1. September 1873 schreibt er: „Heut werden dir wohl Niebisches Unzeitgemäße Betrachtungen zugegangen sein. In seinem Namen schicke ich ihnen die Meldung nach, daß er ihnen

gern ein paar Worte an dich zur Begleitung mitgegeben hätte, wenn ihm nicht noch alles Schreiben verboten wäre." Das seit drei Monaten ihn plagende Augenübel habe anfangs so bedenklich geschienen, daß der Arzt strenge Maßregeln für notwendig erachtet habe. Das Buch habe Nießsche einem Freunde, Referendar von Gersdorff, diktirt. „Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, eine allgemeine von Tag zu Tag fast steigende und vorzüglich unsre Universitäten drückende deutsche Not mit so feuriger und ernster Beredsamkeit ausgesprochen zu wissen, und will auch manches Überscharfe gern in den Kauf nehmen.“ Fatal sei nur, daß jetzt gerade der so hart mitgenommene Strauß schwer krank daniederliege, so schwer, daß er nichts Gedrucktes mehr zu sehen bekomme, und darin liege allerdings eine Beruhigung. Am 23. Oktober desselben Jahres äußert er ernstliche Besorgnis um Treitschkes Meinung über Nießsches Streitschrift und über seine eigne. Über diese habe er des Freundes Schlußurteil noch nicht und über Nießsches noch gar kein Urteil. „Um unsrer Freundschaft willen habe ich niemanden unter allen, denen ich meine Schrift zugesandt, um dessen Meinung es mir so zu tun wäre, wie um die deine, und auch mit den Anschauungen des Nießschischen Buches fühle ich mich, wie ich dir sagte, solidarisch.“ Er könne sich Treitschkes Schweigen gar nicht erklären. Darauf hat sich nun Treitschke endlich ausgesprochen. Am 14. November schreibt Overbeck: „Allerdings habe ich keine Zeit zu langen Briefen, du noch weniger dazu, sie zu lesen. Doch drängt es mich seit deinem letzten Briefe unwiderstehlich zu einer Antwort. Mit dir habe ich unvergeßliche Jahre wie mit keinem andern Menschen geteilt, du bist mein erster wahrer Freund gewesen, hast als der ältere, erfahrenere und soviel herzhafter angelegte mir zuerst einige Zuversicht zu mir selbst gegeben, und dir werde ich von allem, was ich bin, denke und tue, immer ein Stück verdanken. Entschuldige damit die Unruhe, in die mich dein Schweigen versetzte, und heute, daß ich noch nicht zufrieden bin und noch weiter nach Verständigung Verlangen, heftiges Verlangen trage. Es handelt sich dabei nicht um Rechthaberei. Hätte ich die Macht, andern zu geben, was ich ihnen wünsche, so wären es nicht meine Meinungen, die ich ihnen gäbe, sondern die Läßlichkeit, mit der ich jede andre ertrage. Mich treibt wirklich nur der Drang der Freundschaft, daß ich das meine tue, damit wir uns über jede Meinung hinaus nach wie vor von Herzen verstehn.“ Treitschke hat sich in seinem Briefe abfällig über Schopenhauer geäußert. Overbeck glaubt zu wissen, daß Treitschke zwar ein Gläubiger, aber kein Apologet des Optimismus sei. Dieser und der Pessimismus seien beide gleicher Ruchlosigkeit fähig, aber beide seien auch fruchtbar. Er für seine Person halte den Pessimismus für fruchtbarer; doch um beider Streit zu entscheiden, „fehlen menschlicher Erkenntnis alle Mittel, und so wird denn im Handumdrehn ein Pfaffengezänk daraus.“ Schon dieser laute Streit könne ja einem die Lust benehmen, sich mit Schopenhauer einzulassen, und für diesen den Freund gewinnen, das wolle er über-

haupt nicht. Wenn er sich Treitschkes Urteil widerseze, so geschehe es in der Überzeugung, daß sich dieser damit einem ungeheuern Stück Menschenleben verschließe; konnte er Schopenhauer, so würde er auch als Gegner anders über ihn urteilen. Was Treitschke gesagt hat, geht aus folgendem hervor. Daß Schopenhauer „keinen Sinn für Staat und Geschichte hatte, teilt er nur mit einigen der größten seiner Kunst, und auch den Staat kann man ja jedenfalls zu ernst nehmen. Daß seine Philosophie in ihren Befennern nie etwas andres erzeugt als unfruchtbaren Hochmut und ruchlosen Pessimismus, dagegen habe ich meine unzweifelhafteste Erfahrung. Nicht, daß ich daran dächte, alle »Schopenhauerianer« gegen dich zu vertreten — außer Schopenhauer selbst sind die Schopenhauerianer die größten Steine des Anstoßes für seine Sache —, aber ich kenne Menschen [soll wohl heißen: einen Menschen, nämlich Nietzsche] von ungewöhnlicher Herzensgüte und von seltner Rindlichkeit und Treuherzigkeit der Gesinnung, die sich unbedingt zu Schopenhauer bekennen und sich nicht zu fassen wüßten, wenn sie hörten, daß seine Philosophie »das Göttliche im Menschen ersticke«, oder daß ihr »die ganze Welt der Liebe« verschlossen sei.“ Über Overbecks Schrift muß Treitschke geschrieben haben, sie sei im Schmollwinkel verfaßt. Overbeck legt dar, daß er zum Schmollen nicht die mindeste Ursache habe. Er sei mit seiner Lage vollkommen zufrieden. „Auch in die Bescheidenheit meiner Subsistenzmittel füge ich mich gern; was daran zur Behaglichkeit und meiner Stellung überhaupt zum Glanze fehlt, werde ich immer für den wohlfeilen Preis meiner Freiheit halten und darüber, daß es mir vorenthalten wird, niemandem grollen, in der Überzeugung, daß ich hierzu ebensoviel tue wie der üble Wille andrer.“ Mit dem Zustande unsrer heutigen Bildung in Deutschland, den beide, Nietzsche und Overbeck, beklagt und als geleckte Barbarei charakterisiert haben, sei im Grunde genommen niemand zufrieden. Treitschke berufe sich gegen Nietzsche, der nur rede, auf sich selber. „Was hast denn du seinerzeit mehr getan, als du den Partikularismus bekämpfst. [Treitschkes Reden war doch insofern Tun, als es die Politik Bismarcks förderte.] Auch meinst du, Nietzsche verfehle den Ton, er verstimme, du hättest mit unliebsamen Wahrheiten doch den Leser nach dir gezogen. Seinerzeit ist dies mit manchen guten sächsischen und andern Partikularisten ganz gewiß nicht der Fall gewesen, und sächsische Beispiele wüßte ich genug.“ Daß auf einer Seite, wo man einer Schrift wie der von Nietzsche gegenüber nichts als Verstimmung empfinde, alles in Ordnung sei, lasse er sich nicht einreden. „Aber du bist doch ein Mann, der allezeit an der frischen Tat Freude hat, sie menschlich zu beurteilen weiß, und mag dir dies und jenes daran nicht eben behagen, mit geradem Blick das Bedeutende zu erkennen, sich nicht so leicht hindern läßt.“ Nietzsche habe er natürlich Treitschkes Brief nicht gezeigt, ihm nur das allgemeinste mitgeteilt, das freilich die Abneigung verrate. Sener lasse ihn bestens grüßen und meine, im Reiche der Gedanken sei für mancherlei Platz.

Hat alles nichts geholfen, Treitschkes instinktiver Widerwillen gegen den Überkritiker war nicht zu überwinden. In einem andern Briefe aus derselben Zeit tadelt es Overbeck, daß sich Treitschke von Schmoller habe ein Glaubensbekenntnis abfordern lassen. (In dem Streit beider über die soziale Frage.) Was den Kulturkampf betrifft, so beweise dieser nur, wie tief der Protestantentstolz gesunken sei. „Ich sollte meinen, es wäre für uns wichtiger, daß sich der preußische Staat zumal, und nun der deutsche ein für allemal, die Lust vergehn ließe, Pfaffenpolitik zu treiben, als was der Papst tut und läßt.“ Sollte Overbeck unter Pfaffenpolitik jede Regelung kirchlicher Angelegenheiten durch die Staatsgesetzgebung verstanden haben, so müßte man doch entgegen, daß sich solche nun einmal nicht umgehn läßt und nur eine falsche zu tadeln ist, wie die der siebziger Jahre es war. Gleich allen in Beziehung auf Religion radikalen denkt er gering von Loge. Sich noch schärfer gegen Treitschkes Haltung in religiösen Fragen auszusprechen, veranlaßt ihn einige Jahre später der Antisemitismus. Als Freund, schreibt er am 19. Dezember 1880, „spreche ich ein herzliches dissentio aus. Nicht um mit dir über die Judenfrage zu disputieren — könnte ich doch mit gutem Gewissen nicht bestreiten, daß es unter den Juden ruppige Gefellen gibt, und ist mir dein eigentlicher Standpunkt in der Sache nicht recht klar, da du weder zu den Antisemiten gehörst noch ihr Gegner bist. . . . Allein du bist der Verfasser des »Worts über das Judentum«. Treitschke habe damit Öl auf die Wogen eines häßlichen Streites gießen wollen; Öl habe er freilich gegossen, aber nicht aufs Wasser, sondern ins Feuer. Es tue ihm leid, daß dieses Wort Treitschke in Unannehmlichkeiten verwickle, aber zu verwundern sei das nicht. „Peinlicher noch, und um ganz offen zu reden, da ich es einmal tue, abstoßender ist mir ein andrer Ton, der aus deinen letzten Veröffentlichungen immer unverzagter herausklingt, ich meine den »christlichen«. Hier nun zunächst kein Mißverständnis! Ich meine nicht ein persönliches Gefühl; ein solches achte ich bei jedermann, der es besitzt, im höchsten Grade, sodaß es anzutasten auch bei dir, meinem Freunde, mir nicht in den Sinn kommt. Ich meine den öffentlichen Gebrauch, den du im politischen Streit von diesem Gefühl machst, und in dem ich dir immer mehr die alte, bei dir mir immer besonders wertvolle Scheu verloren gehn sehe, Fragen der Religion in den Streit der Politik hereinzuziehen. Nur gegen diesen Verlust drücke ich meinen Widerwillen aus, weil ich allerdings für diesen Respekt nicht habe, und insbesondere auch der Meinung bin, ein Mann mit deiner Vergangenheit setze sich bei deiner heutigen Redeweise der Frage aus, welchen Beruf er habe, mit seinem Christentum so herauszutreten. Entschuldige meine Grobheit, es handelt sich hier um einen Punkt, bei dem ich keinen Spaß verstehe, und wenn du willst, unverträglich bin. Ich habe in meinem Leben Veranlassung gehabt, mir alle Vermischung radikaler kirchlicher Tendenzen mit politischen vom Leibe zu halten, und habe so getan, ganz gewiß nicht, weil ich an

konservativer Mengerei derart größern Gefallen hätte." Ja, wenn alle „Freigeister“ von Overbecks Art wären, sich jeder politischen Agitation, jeder öffentlichen Beleidigung der religiösen Empfindungen andrer enthielten, dann dürfte man sich auch die „Mengerei“ der Konservativen verbitten. Wenn aber „freisinnige“ Blätter, die vielfach von jüdischen Federn bedient werden, fast täglich die religiösen Gefühle der gläubigen Christen beider Konfessionen verletzen (ich erinnere mich, daß vor etwa zwanzig Jahren, als einmal im Berliner Rathause eine kirchliche Versammlung abgehalten worden war, ein solches Blatt die Frechheit hatte, zu sagen, das Rathaus müsse jetzt desinfiziert werden); wenn die Führer der Freisinnigen bei den Wahlen die Losung ausgeben: gegen Pfaffen und Junker, wenn Organisationen gegründet werden zu dem Zweck, unter dem Volke den Atheismus zu verbreiten, von dem viele Politiker glauben, daß er nicht allein die Gemüter arm mache, sondern als Volksglaube auch die bürgerliche Ordnung gefährde, dann bleibt doch den Beschimpften und Bedrohten gar nichts andres übrig, als sich ebenfalls zu ihrem eignen Schutz und zu dem der bürgerlichen Ordnung auf religiöser Grundlage politisch zu organisieren. Ob der eben erwähnte Brief dem freundschaftlichen Verkehr der beiden Männer ein Ende gemacht hat, ist aus dem Buche nicht zu ersehen.

Carl Jentsch



Die deutschen Großstädte

Einige Bemerkungen zu den statistischen Zahlen

Von B. Bruhns



Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß sich seit dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 in der Verteilung der Bevölkerung Deutschlands ganz außerordentliche Veränderungen vollzogen haben. Die Gesamtzahl der in Deutschland lebenden Menschen hat sich stetig vermehrt und ist in den 34 Jahren von 1871 bis 1905 von 41 Millionen bis auf mehr denn 60 $\frac{1}{2}$ Millionen angewachsen, das heißt sie hat um fast 50 Prozent (genauer 47,6 Prozent) zugenommen. Gehen wir um weitere 34 Jahre zurück bis zum Jahre 1837, so finden wir auf demselben Gebiete, das heute von Deutschland eingenommen wird, 31 $\frac{1}{2}$ Millionen. Das besagt, daß in diesem Zeitraum die Zunahme nur 30 Prozent betragen hat, also wesentlich weniger als in der langen Friedensperiode der Gegenwart.

Wichtiger aber als diese starke Gesamtzunahme ist das unverhältnismäßige Anwachsen der großstädtischen Bevölkerung gegenüber der der kleinen Städte und des flachen Landes. Im Jahre 1871 lebten von 41 Millionen 2 Millionen in den Großstädten von je über 100 000 Einwohnern, also 4,8 Prozent. Damals